

**„Gott schuf den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Frau und Mann schuf er sie. Gott segnete sie...“ (Gn 1,27-28)**

**Pedra Roxa: „Wir wollen in Frieden leben!“**

Über zwei Stunden lang bahnen wir uns mühsam zu Fuß den Weg durch dichten Wald, über Stock und Stein, bergauf und bergab. Das Dickicht lichtet sich und wir stehen vor ärmlichen Strohhütten. Die Leute winken, kommen mir entgegen und geleiten mich zu einem für diesen Besuch eingerichteten Unterstand. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt und die auf Pfählen ruhenden Rundhölzer dienen als Sitzbänke. Trotz Armut und Einfachheit hat dennoch alles eine festliche Note. Vorne, auf rotbrauner Erde ein Tisch mit blütenweißem Tuch, darauf eine Vase mit dunkelroten Blumen. Erwartungsvoll und fragend richten sich alle Augen auf mich: Was wird die Zukunft für uns bringen? Die Sehnsucht nach einem menschenwürdigen Dasein ist ihnen ins Gesicht geschrieben.

Die Leute lassen nicht lange auf sich warten und erzählen ein Stück ihrer Lebensgeschichte. Obwohl der Nordosten ihre Heimat ist, waren sie dort nie richtig sesshaft. Auf der Suche nach Arbeit und einem Stück Ackerland zogen sie von einem Ort zum anderen. Ihren kargen Unterhalt verdienten einige als Tagelöhner bei Großbauern. Andere schnitten das Zuckerrohr auf den Plantagen um Medicilândia. Als man ihnen monatelang den Lohn verweigerte, besetzten sie im Jahr 1983 die Transamazônica. „Bei dieser Protestaktion haben wir dich kennen gelernt. Die Militärpolizei hat dich damals niedergeschlagen und abgeführt“, erinnern sich Monteiro und Catingueiro.

Ihre nächste Station war die Fazenda des Doktor Francisco. Dort arbeiteten sie als Rindertreiber im Austausch für karge Lebensmittel. Einen Geldschein fühlten sie selten in ihren Händen. Hier hörten sie von einem brachliegenden Gebiet in der Nachbarschaft. So packten die dreißig Familien die Nacht über ihre Habseligkeiten und machten sich auf den Weg, um sich auf dem unbewirtschafteten Land niederzulassen.

Anfangs drohte Doktor Francisco, dann heuerte er Pistoleiros an und schließlich ging er vor Gericht. Für die Vertreibung der Siedler forderte er Unterstützung seitens der Militärpolizei. Sein riesiges Land ist ihm nicht genug, er will noch mehr. Der Preis - unschuldige Menschenleben - ist ihm gleichgültig!

Dennoch kommt es wie aus einem Munde: „Wir wollen von hier nicht weg. Auch wir haben ein Recht auf Land und Leben!“

Maria dos Prazeres tritt aus der Menge, kniet nieder und erhebt ihre Stimme: „Unsere Liebe Frau von Nazareth, wir bitten dich, lass nicht zu, dass man uns vertreibt! Wir wollen arbeiten und unsere Kinder großziehen! Wir wollen in Frieden leben! Wir flehen zu dir, lass nicht zu, dass hier Blut vergossen wird!“ Tränen rollen über ihre Wangen. Groß und klein, jung und alt reichen einander die Hände, sprechen das Vater unser und umarmen sich, als Zeichen ihrer Verbundenheit, auch über diesen Tag hinaus.

### **Moikarakô, 11. September 2001**

Ein anderes Erlebnis. Schauplatz ist der Dorfplatz in Moikarakô, eine Aldeia der Kayapó-Indianer. Kurz nach vier Uhr früh beginnen die Männer mit ihren rauen Stimmen das Morgenlob zu verkünden. Immer von neuem heben sie mit dem Gesang an, der wahrscheinlich sehr viele Strophen hat. Nach einer jeden Strophe bricht der Gesang jäh ab. Es folgt eine Pause und wiederum stimmt einer der Männer den wohl tausendjährigen Hymnus an. Die dabei verwendete Sprache ist zum Großteil unverständlich. P. Anton Lukesch, ein aus Österreich stammender vor ein paar Monaten verstorbener Priester und Anthropologe, der vor Jahren bei den Kayapó lebte, erklärt, dass die Worte Ausdrücke einer alten Sprachform sind. Es ist eine Kultsprache, die gerade in ihrer Undeutbarkeit das Geheimnisvolle und das Heilige des Geschehens offenbart.<sup>1</sup>

Plötzlich verstummen die Männer. Andere Stimmen setzen ein. Es sind die Frauen, die jetzt tanzen und singen. Ihre Stimmen sind sehr hell, sogar schrill.

Es ist kurz vor der Morgendämmerung. Ich verlasse meine Hängematte und gehe zum Dorfplatz. Die Frauen und Mädchen sitzen nun, aneinander gekauert, auf dem Boden. Ein neuer Tag bricht an, für die Kayapó und die ganze Welt. Purpurrot steigt er aus den dunklen Wäldern. Die Morgenröte verwandelt sich rasch in immer hellere Farbtöne. Es wird nicht mehr lange dauern, bis die Sonne ihre ersten Strahlen nach Moikarakô schickt. Mit einem Mal erheben sich die Frauen und Mädchen. In rhythmischem Gang machen sie paarweise oder zu dritt mehrere Runden um den Dorfplatz und singen dabei, während sie ihre Hände immer wieder 'gen Himmel heben. Die Sonne steigt empor. Es wird hell im Urwalddorf. Männer, Frauen und Kinder gehen nun zurück in ihre Hütten. Die normalen alltäglichen Verrichtungen und Verpflichtungen nehmen ihrer Anfang. Draußen, weit weg von ihrem Dorf und ihrem Wald, in einer anderen Welt von der die Kayapó nicht viel verstehen, schreiben die Weißen den 11. September 2001.

### **Feuer im tropischen Regenwald.**

Szenenwechsel. Ich bin mit dem Jeep im südlichen Teil des Bistums Xingu unterwegs. Tag und Nacht brennen mir die Augen vom Rauch. Es ist schrecklich, das von Gott paradiesisch geschaffene Amazonien plötzlich als Hölle erleben zu müssen. Während der Heiligen Messe und Firmung bekomme ich bei der Predigt Atemnot. Die Sonne ist den ganzen Tag über nur als rote Scheibe zu sehen. Sie steht mittags am Zenit, aber es ist Dämmerung. Soweit das Auge reicht, alles Asche und verkohltes Astwerk. Einige Bäume stehen noch. Aber sie glühen und brennen und werden in der Nacht zur rotleuchtenden, schaurigen Anklage der Gotteslästerung an die Menschen, die die Natur vergewaltigen, Gottes Schöpfung missbrauchen und zerstören. Der jahrtausendealte undurchdringliche Urwald wird in Brand gesteckt. Menschen machen Amazonien zur Hölle des Feuers.

In den vergangenen Jahrzehnten sind tausende Quadratkilometer tropischer Regenwald niedergebrannt worden. Jedes Jahr kommen weitere dazu. Wer kennt nicht die Fernsehspots, die darauf aufmerksam machen, dass in Amazonien alle zwei Minuten eine Fläche in der Größe eines Fußballfeldes abgebrannt oder abgeholzt wird. Ja, die Tropenwälder werden schneller zerstört als jeder andere Lebensraum. Vor 150 Jahren bedeckten sie noch 12% der Erdoberfläche. Mehr als die Hälfte hat der Mensch bereits zerstört. Dazu kommt noch die rücksichtslose Schlägerung der tropischen Edelhölzer. Dabei gibt es nun Holzfirmen, die meinen, den Regenwald zu schützen, wenn sie nur ganz gezielt Mahagonibäume fällen, deren Holz für den Export bestimmt ist. Aber sie vergessen dabei, dass ein umstürzender Baum eine Schneise in den Urwald schlägt. Ein Holzfäller erklärte mir einmal, dass jeder Urwaldriese, der gefällt wird, sechs weitere Bäume mit sich niederreißt, ganz abgesehen von den Hunderten von abgeschlagenen Bäumen, Bäumchen und Sträuchern, die das Dickicht eben ausmachen. Dazu kommen noch die schweren Bulldozer, die den Zugang zu den Edelhölzern schaffen und den Urwald durch ein kapillares Straßennetz „erschließen“, vom Flugzeug aus selbstverständlich unsichtbar. Straßen, wenn sie auch noch so prekär und nur für den Holztransport bestimmt sind, öffnen immer und überall den Urwald. Bald werden Siedler kommen und den restlichen Wald roden und abbrennen. Die staatlichen Agrar- und Umweltbehörden erfahren davon, oder wollen es erst erfahren, wenn bereits ein ganzes Dorf entstanden und es praktisch unmöglich geworden ist, an eine geordnete Besiedlung und die Nutzung des Waldes im Einklang mit der Natur zu denken.

***„Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31).***

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; die Erde aber war wüst und wirr“ (Gen 1,1). Gottes Allmacht und unendliche Liebe überwinden diese Wüste und ordnen dieses Chaos. Er bringt Tag und Nacht, Land und Wasser, Gestirne und eine artenreiche Flora und Fauna hervor. Und schließlich formt Gott

nach seinem Bild und Gleichnis den Menschen. „Als Frau und Mann schuf er sie“ (Gen 1,27). Er segnete sie und übergab ihnen sein Schöpfungswerk. Sorge tragen sollte der Mensch, für das ihm anvertraute Geschenk, es pflegen, achten, behüten und in Treue und Verantwortung verwalten. „Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31).

Jahrmillionen vergehen, die für den ewigen Gott „wie der Tag sind, der gestern vergangen ist, wie eine Wache in der Nacht“ (Ps 90, 4). In seinem Buch hatte er schon alles verzeichnet, die Tage gebildet, noch ehe einer von ihnen da war (vgl. Ps 139, 16). Mit Abraham schließt der Herr einen Bund (vgl. Gen 15,18) und verspricht seinen Nachkommen, die „zahlreich wie die Sterne“ sein werden (Gen 15,5), „ein schönes, weites Land, in dem Milch und Honig fließen“ (Ex 3,8). Als Mittler seines Bundes erwählt der Herr den Hirten Mose und spricht aus einem brennenden Dornbusch zu ihm: „Leg deine Schuhe ab; denn der Ort, wo du stehst, ist heiliger Boden“ (Ex 3,4). Als der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs fordert er Mose auf, „die Israeliten aus Ägypten herauszuführen“ (Ex 3,10) und offenbart seinen Namen. „Er ist kein ‚Gott an sich‘, sondern ‚so sehr ein ‚Gott für uns‘, dass er von dieser seiner freien Wesensverfassung her seinen Namen bestimmt hat“. Der Name Jahwe enthüllt Israel die freie Zuwendung Gottes zu ihm: „Was auch sei, wann es auch sei, wo es auch sei, wie es auch sei, du triffst auf mich als dein lebendiges, heilschaffendes Gegenüber, das je und je deine Gegenwart und erst recht deine Zukunft ist.“ 2

In der Wüste Sinai bietet der Herr den Israeliten den Bund an (vgl. Ex 19,5), den er auf dem Berg Horeb im Dekalog als Gabe an sein auserwähltes Volk besiegelt (Ex 20,1-21). Gott bekräftigt im Bundesschluss seine Liebe und Gemeinschaft und verpflichtet sich für alle Zeiten zur Treue, die er auch von den Israeliten verlangt: „Auf alles, was ich euch gesagt habe, sollt ihr achten“ (Ex 23, 13). Doch über allen Gesetzen steht das Heil der Welt. Denn bevor er seine „Weisungen und Gebote“ auf „Steintafeln“ (Ex 24,12) schreibt, hat der Herr sein Volk aus der Sklaverei befreit und mit Barmherzigkeit auf die Ungeduld und das Murren der Israeliten (Ex 15,24; 16,2; 17,2;) geantwortet,

als er ihnen Wasser (Ex 15,25; 17,6) zeigte, Fleisch (Ex 16,13) gab und Brot (Ex 16,15) regnen ließ, das die Israeliten „Manna“ (Ex 16,31) nannten.

„Alles was der Herr gesagt hat, wollen wir tun“, sagt das Volk und zur Bestätigung dieser Zusage errichtet Mose „einen Altar und zwölf Steinmale für die zwölf Stämme Israels“. Nach der Darbringung der Opfer besprengt er den Altar mit Blut, verliest die Bundesurkunde und besprengt das Volk: „Das ist das Blut des Bundes, den der Herr aufgrund all dieser Worte mit euch geschlossen hat“ (Ex 24,3-8).

### **„Selig seid ihr...“ (Mt 5,1-12)**

Jesus von Nazareth beginnt seine programmatische Bergpredigt auf einem Hügel in der Nähe von Kafaranaum mit den Worten:

„Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich.

Selig die Trauernden; denn sie werden getröstet werden.

Selig, die keine Gewalt anwenden, denn sie werden das Land erben.

Selig, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit; denn sie werden satt werden.“ (Mt 5,3-6).

Die allererste Seligpreisung gehört den Armen und ich sehe darin geradezu eine Erneuerung und Festlegung des Bundes Gottes mit den Armen, den „anawim“. Gottes Heilsbotschaft richtet sich zuerst an die Armen. „Ich bin für euch da“, deshalb seid ihr selig!“ Auch den Trauernden (v. 4), den Niedergebeugten, den Demütigen, die unter allen möglich Lasten stöhnen, ihnen allen gilt Gottes Trost, sein „Ich bin für euch da!“. Die Gewaltlosen sind jene Armen, die schwach, elend und ohnmächtig, also ohne Macht sind, die in dieser Welt keinen Namen besitzen, die nicht ihre Ellbogen einsetzen, um einen Platz an der Sonne zu gewinnen. Und Jesus ruft aus: „Selig die Gewaltlosen, denn ihnen wird die Erde gehören“ (Mt 5,5).

Was ist das für eine Erde? Ist es nicht wieder das „verheißene Land“ des Ersten Testamentes, das „Land, in dem Milch und Honig fließen“ (Ex 3,8), das Land, das „heiliger Boden“ (Ex 3,4) ist? Ist es nicht das Land des Reiches Gottes, das Land in dem Gottes Traum vom Menschen Wirklichkeit werden soll, das Land, in dem „einander Huld und Treue begegnen, Gerechtigkeit und Frieden sich umarmen“ (Ps 85,11), also Frieden als Werk der Gerechtigkeit verstanden wird? Ist es nicht das Land, in dem Menschen sich in Liebe miteinander verbunden fühlen und in Gemeinschaft leben?

### ***Drei Themenkreise: die Armen, die Indios und unsere Mitwelt***

#### **Die Armen**

Wer und wo sind sie, die Armen? Was bedeutet Armut? Ist es nicht geradezu eine Ironie, Menschen, die arm sind, selig zu preisen? Ich denke an die „konkreten Gesichter“ der Armut, an die Frauen, Männer und Kinder von Pedra Roxa, an die weinende Maria dos Prazeres und so viele andere „konkrete Gesichter, in denen wir das Leidensantlitz Christi, unseres Herrn, erkennen, das uns anklagend fragt: Es sind das die Gesichter der Kinder, der orientierungslosen Jugendlichen, der ausgegrenzten Indios und Afro-Amerikaner, der ausgebeuteten Landbevölkerung, der rechtlosen Arbeiter, der entmutigten Arbeitslosen und Unterbeschäftigten, der Marginalisierten in den Städten, der missachteten alten Menschen“ 3 . Santo Domingo hat diese Meditation weitergeführt und fordert angesichts dieser entstellten Gesichter eine wirkliche „persönliche und kirchliche Bekehrung. Das Antlitz des Herrn (Mt 25, 31-46) offenbart sich: in den ausgehungerten Gesichtern, weil Inflation und Auslandsverschuldung soziale Ungerechtigkeiten schaffen; in den enttäuschten Gesichtern, weil Politiker ihre vielen Versprechen nicht halten; in den gedemütigten Gesichtern, weil Kulturen missachtet oder gar verschmäht werden; in den von Schreck verzerrten Gesichtern, weil die ständig erfahrene Gewalt vor nichts zurückschreckt; in den ängstlichen Gesichtern der Kinder, weil sie verlassen und allein durch die Straßen ziehen müssen; in den leidvollen und

beschämten Gesichtern der Frauen, weil sie misshandelt, erniedrigt und verachtet werden; in den müden Gesichtern, weil Menschen nirgends eine Heimat und eine liebevolle Aufnahme finden; in den frühzeitig gealterten Gesichtern, weil Menschen trotz ihrer harten Arbeit nicht würdig überleben können“ (DSD 178)<sup>4</sup> .

„Selig, die arm sind vor Gott, denn ihnen gehört das Himmelreich!“

„Selig die Gewaltlosen, denn ihnen wird die Erde gehören!“

Ist in diesen Seligpreisungen nicht die „vorrangige Option für die Armen“ grundgelegt? Option heißt in diesem Kontext bewusste Parteinahme und Entscheidung für die Leidenden. Das Wort „vorrangig“ bezieht sich auf die Haltung Jesu, der den Armen mit besonderer Zärtlichkeit begegnet und dessen Botschaft im besonderen Maße an sie ergeht.

Mit Armut ist wohl zunächst materielle Mittellosigkeit gemeint. Diese Form von Armut gibt es immer noch weltweit. Der Generalsekretär der Vereinten Nationen, Kofi Annan, sagte bei der Welternährungskonferenz in Rom (10. - 13. Juni 2002): „Wir können keine Zeit mehr verlieren. Wir müssen endlich konkrete Handlungen setzen. Versprechen allein genügen nicht!“ Um dem Hunger in der Welt wirkungsvoll zu begegnen, wären weitere 26,4 Milliarden Euros pro Jahr notwendig. Eine Abstimmung darüber war auf dem Welternährungsgipfel jedoch nicht vorgesehen. Das fehlende Interesse an der Ausrottung des Hungers auf dieser Welt vonseiten der reichen Staaten war offensichtlich. „Die reiche Welt begegnet Hunger und Armut mit Gleichgültigkeit, weil sie weder Schlagzeilen noch schockierende Fernsehbilder liefern“, klagte der aus dem Senegal stammende Direktor der FAO, Jacques Diouf.<sup>5</sup>

Tatsache ist, dass die Kinder, Frauen und Männer, die am heutigen Tag, an dem wir hier in Pernegg versammelt sind, keine oder nur eine einzige karge Mahlzeit zu sich genommen haben, in ihren Kindern und Kindeskindern weiterhungern und „vor der Zeit sterben“ werden. Warum? Weil sich die Regierungen der reichsten Länder der Erde nichts einfallen lassen, gefühllos und egoistisch weiter ihre Bankette feiern,

jede geforderte globale Solidarität nur mit Nasenrümpfen und Achselzucken quittieren und das Problem, das Millionen Menschen, vor allem Kindern, das Leben kostet, weiterhin vor sich herschieben! Eine Lösung wollen sie stets der nächsten wohlbeleibten Regierung überlassen, die genauso behäbig, keinen politischen Willen haben wird wie die scheidende. Wahlkampfthema ist das natürlich keines! Im Gegenteil! Da könnten Stimmen verloren gehen! Und schon sind wieder die diskriminierenden Anschuldigungen zu hören: „Selber schuld, diese faulen Typen, die lieber am Strand liegen, als zu arbeiten!“ Als ob die Armen der südlichen Halbkugel wochenlange Urlaube an mondänen Stränden und in teuren Hotels verbringen könnten, wie dies so vielen satten Touristen aus Nordamerika und Europa möglich ist! Wird das „per omnia saecula saeculorum“ so bleiben?

Die Armut muss aber auch in einer politisch-sozialen Dimension gesehen werden und bedeutet dann Versklavung, Unterdrückung, Verfolgung, Ausbeutung und Marginalisierung von Einzelnen und Gruppen.

### **Die Indios.**

Ich denke wieder an die Kayapó von Moikarakô und ihr Morgenlob, an dem ich an jenem 11. September 2001 teilnehmen durfte. Ich denke an alle Indianer, die noch in ihren Dörfern leben. Materiell sind sie nicht arm. Sie hungern nicht. Aber sie sind dennoch in ihrem physischem und kulturellen Überleben gefährdet. Warum? Weil sie „anders“ sind! Ich lasse hier einen Indio aus dem Nordosten Brasiliens zu Wort kommen. Nailton Muniz Pataxó Hã-Hã-Hãe nimmt zum Thema Vorurteile Stellung: „Sie (die Weißen) sagen, wir sind nicht zivilisiert. Aber die Indios sind zivilisiert, allerdings anders wie die Weißen. Jedes Volk hat seine eigene Lebensweise. Wenn wir heute in eine Stadt kommen, sehen wir viele Leute die sich zwar als zivilisiert bezeichnen, die ihre Mitmenschen aber schlecht behandeln. Ihre Kinder schicken sie auf die Straße zum Betteln. Wenn du ein Amtsgebäude betrittst, siehst du überall nur Luxus, während du vor der Tür hungernden Leuten begegnest. Wir freuen uns, wenn wir teilen können. Besucht

eine Familie, die nichts hat, eine andere, die genug hat, steht sicher für alle Essen auf dem Tisch. In unseren Dörfern gibt es keine Gefängnisse. Wir haben einen Rat, dessen Anweisungen wir befolgen. Das lehren wir schon den Kindern. Die weiße Gesellschaft soll uns verstehen und respektieren. Wir kämpfen nicht gegen sie. Auch wir gehören zu dieser Gesellschaft, nur sind wir anders.“

Ja, wir alle hoffen, dass das Land der Indios endlich respektiert wird und dass sie in Frieden leben können. Wir ergreifen Partei für sie, für die Verteidigung ihrer ethnischen Identität, ihrer Organisationsformen, ihrer Bräuche und Traditionen, ihrer Sprachen und Religionen, sowie für das Recht auf ihr traditionelles Land. Für die Indianervölker ist Land immer mit dem Traum von der „Terra sem males“, dem „Land ohne Böses“ verknüpft. Die Parallelen zu biblischen Aussagen sind verblüffend. Während Land für die weiße Gesellschaft eine Ware, ein Spekulationsobjekt, ein Symbol für Macht ist, beschreibt der 1998 infolge eines territorialen Konfliktes ermordete Xicão Xukuru „das Land als unsere Mutter, die uns alle Früchte des Lebens spendet und darum sorgfältig gepflegt werden muss, vom kleinsten Stein über die Flüsse bis hin zu den Wäldern“. Das Land ist für den Indio Lebensraum, der Ort der Menschwerdung und Geschichte, der Ort für die Verbindung mit seinen Vorfahren, die Pflege seiner Riten, die in Festen, uralten Hymnen und Tänzen immer wieder neu jenem Transzendenten begegnet, der den Wald und das Wild, die Flüsse und die Fische geschaffen hat, der die Sonne scheinen und den Regen fallen lässt, dem Mond und Sterne gehören. Manche dieser Völker wissen bereits, dass dieser Schöpfer-Gott noch viel, viel mehr ist als der Erschaffer dieser Welt. Er ist für sie *me-ba-bam*, „mein Vater“. Wer erinnert sich da nicht an die Stelle im Römerbrief, in der es heißt: „Denn ihr habt nicht einen Geist empfangen, der euch zu Sklaven macht, so dass ihr euch immer noch fürchten müsstet, sondern ihr habt den Geist empfangen, der euch zu Söhnen und Töchtern macht, in dem wir rufen: Abba, Vater!“ (Röm 8,15). Oder auch im Galaterbrief: „Weil ihr aber Söhne und Töchter seid, sandte Gott den Geist

seines Sohnes in unser Herz, den Geist, der ruft: Abba, Vater“ (Gal 4,6).

### ***Unsere Mit-Welt***

„Gott sah alles an, was er gemacht hatte: Es war sehr gut“ (Gen 1,31). Es geht um die ökologische Dimension unseres Engagements.

Die Schöpfung ist Offenbarung, Ausdruck der Allmacht Gottes und gleichzeitig macht sie seine Liebe anschaulich, greifbar. Gott hat den Menschen, sein Abbild, nicht in eine Wüste, in ein Tohuwabohu, in ein Wirrwarr, in ein Chaos hineingestellt, nein, Gott hat für den Menschen ein Heim (oikos), eine Heimat, eine Mit-Welt geschaffen, aber er hat ihm auch Verantwortung für diese Mit-Welt übertragen.

„Macht euch die Erde untertan!“ heißt absolut nicht, dass Gott dem Menschen einen Freibrief ausgestellt hat, sein Werk in skrupelloser Gier und Rücksichtslosigkeit auszubeuten. Nicht zum unumschränkten Herrscher über Pflanzen und Tiere, über alle Naturreichtümer hat Gott den Menschen berufen, sondern zum treuen Verwalter all dessen, was die Macht seiner Liebe geschaffen hat.

Über Jahrmillionen hinweg sollte die Mit-Welt der Raum sein, in dem sich der Mensch entfaltet, ernährt, lebt und weiterlebt von Generation zu Generation. Ungeahnte Möglichkeiten werden dem Menschen geschenkt, die zu finden, zu entdecken und zu nützen für ihn zugleich Geschenk und Auftrag sind. Jahrtausende vergehen. Gottes Schöpfung erblüht in immer neuer und größerer Vielfalt. Der Mensch findet immer neue Wege, ergründet die Tiefen, dringt vor in die Höhen und Weiten, erforscht und entdeckt neue Zusammenhänge, erkennt Ursachen, enträtselt die Geheimnisse der Natur.

Auf einmal aber zerreißt der Zusammenhang zwischen dem Menschen und seiner Mit-Welt. Eine Technologie nach der anderen wird unter gigantischem finanziellen Aufwand entwickelt und angewandt und immer phantastischere Ergebnisse von Wissenschaft und Technik werden zum

Aushängeschild des vergangenen und dieses Jahrhunderts. Nach dem Sinn, nach den Folgen, nach den zum Teil bereits verheerenden Auswirkungen all dieses Tuns, ob dies alles auch ethisch verantwortbar ist, wer danach fragt, stößt nach wie vor auf mitleidiges Lächeln und wird als fortschrittsfeindlich und rückständig abqualifiziert.

Großspurig redet man von einem Preis, der bezahlt werden muss, um Fortschritt und Entwicklung zu garantieren. Manchen, die aufbegehren und gefährliche Konsequenzen beim Namen nennen, wirft man vor, den Wohlstand verhindern zu wollen. Oberstes Gesetz ist wirtschaftlicher Nutzen und immer größere Gewinne. Ethik und Moral liegen auf anderen Ebenen und im Zusammenhang von Wirtschaft und technischem Fortschritt von Ethik und Moral zu sprechen, scheint heute noch vielen ein illegaler Grenzübertritt von einem Wissenschaftszweig zum anderen zu sein.

In den vergangenen 50 Jahren ist mehr an Artenfülle verloren gegangen als in der gesamten Menschheitsgeschichte je zuvor. Mit jeder Pflanzen- und Tierart, die ausgerottet wird, geht ein Stück Schöpfung unwiederbringlich zugrunde, sind wir um einen Teil unserer Mit-Welt ärmer. Leider haben wir uns an dieses Sterben der Natur gewöhnt, sodass wir das Fehlen von Pflanzen und Tieren gar nicht recht zur Kenntnis nehmen. Die Generationen nach uns werden viele Pflanzen und Tiere nur mehr von Bildern, Büchern und Dokumentarfilmen aus dem Archiv kennen. Der Prophet Jeremia ruft uns zu: „So spricht der Herr: (...) Ich brachte euch in ein fruchtbares Land, damit ihr dessen Güter und Früchte genießen solltet. Doch ihr kamt und entweihet mein Land und machtet zur Gräuelstätte mein Erbe“ (Jer 2,7).

Die Verteidigung der Schöpfung Gottes erfordert noch viel mehr Anstrengungen. Die so genannte „Umwelt“ ist keine anonyme Größe, sondern unsere Mit-Welt, die unser Überleben nur dann sichert, wenn sie mit uns lebendig bleibt.

In unseren Kirchen geschah bisher nicht sehr viel. Wir haben, wie schon so oft, eine abwartende Haltung eingenommen. Wir wollten uns nicht festlegen. Bei Demonstrationen waren wir

jedes Mal sehr zaghaft und zögerlich. Wir fürchteten uns, wirklich Farbe zu bekennen, immer in der Sorge, politische und wirtschaftliche Interessen zu gefährden. Der Zug scheint wieder einmal ohne uns abgefahren zu sein, obwohl wir in den ersten Wagons hätten sitzen sollen. Aber, es ist noch nicht aller Tage Abend.

### **„Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,19)**

Ich wünsche mir eine Wiederbelebung jenes Geistes, der die christlichen Kirchen 1983 bei der Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Vancouver beflügelte, einen Konziliaren Prozess für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung einzuleiten. Den Anstoß dazu gab eine Rede von Dietrich Bonhoeffer, der bereits 1934 einen Zweiten Weltkrieg ahnte und angesichts dieser Bedrohung ein „großes ökumenisches Konzil der Heiligen Kirche Christi aus aller Welt“ forderte, das den Krieg verbieten und den Söhnen der Völker die Waffen aus der Hand nehmen sollte.<sup>6</sup>

In allen christlichen Kirchen begann ein breiter Diskussionsprozess nach dem methodischen Dreischritt Sehen - Urteilen - Handeln. Auf Gemeinde- und Landesebene formulierten Christen ihre Positionen für den friedlichen Wandel und erarbeiteten Aktionsmodelle mit Selbstverpflichtungen. Diese Ergebnisse standen dann im Mittelpunkt der Reflexionen der I. Europäischen Ökumenischen Versammlung 1989 in Basel.

In Seoul setzten sich 1990 Vertreter aller Weltregionen an einen Tisch und verabschiedeten zehn Grundüberzeugungen, die so genannten Affirmationen, als Richtungsangaben für die Verpflichtung der Christen im Dienst an Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung.

Der ursprüngliche Eifer auf internationaler und kontinentaler Ebene ist nach Seoul und dem Ende des Ost-West-Konfliktes geschwunden. Auch in der breiten Öffentlichkeit hat der Konziliare Prozess an Bedeutung verloren. Jedoch in vielen Gemeinden vor Ort ist seine Wirkung bis heute spürbar. Gestiegen sind zum Beispiel das Bewusstsein für die weltweite

Vernetzung und die erdumspannende Solidarität. Die im Februar 2001 vom Ökumenischen Rat der Kirchen ausgerufene Dekade zur Überwindung der Gewalt ist auch ein Ergebnis des jahrelangen Ringens, um „das Böse mit Gutem“ (Röm 12,21) zu besiegen.

Angesichts des herrschenden Unfriedens und Terrors in der Welt, ist es eine Verpflichtung für die Kirchen, ein klares Bekenntnis für Frieden, Versöhnung und Gewaltlosigkeit abzulegen, die ihren Ursprung in der Gerechtigkeit hat. Dieses Bekenntnis muss allerdings so überzeugend sein, dass Politiker nicht umhin können, sich dieser Verpflichtung anzuschließen.

Wir setzen unsere Hoffnung in die Globalisierung der Solidarität. Einerseits ist durch die Globalisierung die Welt zusammengewachsen, Länder sind einander näher gerückt. Die Grenzen sind gefallen. Die Auswirkungen davon spüren wir bis in unser Zuhause. Wir leben sehr nahe beieinander, aber gleichzeitig entfernen wir uns immer mehr von jenen Nächsten, die vom sozialen Leben ausgeschlossen werden, weil sie ihren Arbeitsplatz, ihr Heim oder ihr Land verloren haben.

In Brasilien haben wir eine besondere und prophetische Zuneigung für diese „Verlierer der Globalisierung“, wie die Landlosen, die indigenen Völker, die Obdachlosen, die Migranten, die Arbeitslosen und die Ausgebeuteten. In der globalen Welt werden neue Mauern zwischen Gewinnern und Verlierern, zwischen Reichen und Armen aufgebaut. Brasilien ist ein sehr reiches Land, aber mit Millionen Armen, die von diesem Reichtum ausgeschlossen sind und in Hoffnungslosigkeit versinken.

Auf den ersten Blick scheint die Globalisierung die universale Aufgabe des Volkes Gottes zu fördern. Täglich erreichen uns Nachrichten aus aller Welt. Solidaritätsbotschaften können viel schneller verbreitet werden. Wir können uns mit anderen verbinden, uns gegenseitig stärken, sogar wenn wir weit entfernt voneinander leben. Die Globalisierung verwandelt weit voneinander entfernte Kulturen und Völker in ein großes Netz.

Diese Verbundenheit gilt aber nicht für alle. Die Mehrheit der Menschheit ist weiterhin ausgeschlossen von Fortschritt, Überfluss und Wohlstand und kämpft täglich um ein Stück Brot. Die globalisierte Welt fordert viele Opfer, bringt Gewalt und Hoffnungslosigkeit hervor, missachtet das Leben vieler unschuldiger und friedliebender Menschen.

Für unsere Kirchen ist die Globalisierung eine Herausforderung. Die Universalität des Einsatzes unserer Kirchen ist die einzige Alternative zur ausgrenzenden Globalisierung. Die Botschaft, die wir verkünden, darf nicht geographisch, kulturell, ethnisch oder sozial begrenzt sein und sich nur an eine kleine Klientel von „Auserwählten“ richten. In diesem Falle würde unsere Botschaft genauso ausgrenzen wie die neoliberale Globalisierung. Wir werden uns nie den ausgrenzenden Mechanismen unterwerfen! Wir werden die ethischen Prinzipien oder die Utopie vom Reich Gottes, die unsere Pilgerschaft bestimmen, niemals aufgeben!

In einer Welt der technologischen Modernisierung, der wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Integration, aber auch des Werteverfalles, des Ethikverlustes, der Eingriffe in Gottes Schöpfung, sind Christen mehr denn je auf eine hohe Warte gestellt und dürfen nicht ihrer Aufgabe entfliehen.

Christen müssen wieder, „Salz“, „Licht“ (Mt 5,13ff) und „Sauerteig“ (Mt 13,33) sein, um eine wirklich geschwisterliche, solidarische und gleichberechtigte Weltgemeinschaft hervorzubringen, an der Gott Gefallen hat.

In dieser anderen Welt, die wir herbeisehnen, herrscht nicht die Gerechtigkeit jenes Standbildes, das die Augen verbunden hat, sondern die Gerechtigkeit Gottes, der den Schrei der Armen hört. Der Freiraum ohne Leistungsdruck, den die Religion anbietet, kann der Raum des Widerstandes gegen den Grundsatz sein: „Ich profitiere, also bin ich“, gegen die Normen, die durch den globalisierten Neoliberalismus als „kulturell richtig“ definiert werden.

Unserer Kirchen dürfen niemals den Anspruch erheben, andere zu beherrschen. Wir brauchen deshalb auch keine Waffen. Der

Weg im Geist ist immer ein unbewaffneter Weg, in Bescheidenheit und Armut. Wenn das Volk Gottes unterwegs ist, begegnet es dem Unbekannten, dem Anderen, dem Armen. Diese Zuwendung zu den Armen und den Anderen erfüllt unsere Kirchen mit Gnade. Die Entdeckung des Nächsten auf dem Weg ist jedes Mal eine Gotteserfahrung.

Eine pilgernde Kirche ist eine arme Kirche. Eine Kirche mit schwerfälligen Strukturen wird immer Gefahr laufen, den Geist einzusperren. „Lösch den Geist nicht aus!“ (1 Thess 5,19) schrieb Paulus schon um das Jahr 50 im Brief an die Thessalonicher, übrigens das erste Schriftstück des Neuen Testaments.

### **„Die Liebe allein zählt!“**

„Als Jesus diese Rede beendet hatte, war die Menge betroffen von seiner Lehre; denn er lehrte wie einer, der Vollmacht hat, und nicht wie die Schriftgelehrten“ (Mt 7, 28f). So schließt der Evangelist seine Ausführungen in der Bergpredigt. Was Jesus in seinen Weisungen fordert, hat er selbst gelebt. Er ging den Weg der Gewaltlosigkeit und hingebenden Liebe.

„Wenn ich alle Glaubenskraft besäße und Berge damit versetzen könnte, hätte aber die Liebe nicht, wäre ich nichts. Und wenn ich meine ganze Habe verschenkte, und wenn ich den Leib dem Feuer übergäbe, hätte aber die Liebe nicht, nützte es mir nichts“ (1 Kor 13, 2b, 3), legt uns Paulus ans Herz. Teresa von Avila sagt es so: "Ohne Liebe ist alles nichts!" Ihre jüngere Schwester Therese von Lisieux formuliert es positiv: „Die Liebe allein zählt!“

*Pernegg NÖ, im August 2004  
Erwin Kräutler  
Bischof vom Xingu*

1 Lukesch, Anton. Der Tapir. Böhlau. Wien: 1994. S. 308.

2 vgl. Deissler, Alfons. Ich werde mit dir sein. Herder. Freiburg/Breisgau: 1969. S. 13ff.

3 III Conferência Geral do Episcopado Latino-Americano, 17 de janeiro a 13 de fevereiro de 1979, A Evangelização no presente e no futuro da América Latina, Texto Oficial da CNBB, Ed. Loyola, São Paulo, 1979, Nr. 31 - 39

4 IV Conferência Geral do Episcopado Latino-Americano, 12-28 de outubro de 1992, Nova Evangelização, Promoção humana, Cultura Cristã - Jesus Cristo ontem, hoje e sempre, Santo Domingo, Conclusões, Ed. Loyola, São Paulo: 1992, Nr. 178

5 vgl. Mumelter, Gerhard. Wir haben keine Zeit zu verlieren. in: Der Standard. 16.06.2002. [www.derstandard.at](http://www.derstandard.at)

6 Bonhoeffer, Dietrich. London 1933 - 35. DBW Band 13. S.299 - 301.